

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Januar 32.

Grand Island, Nebr., 19. Januar 1912 Zweiter (Theil.)

Nummer 23

Beim Lampenschein.

Von Albert Sergel.

Hui! wie heulend die Windsbraut reit
Und ihre Schneegewänder breitet
Ueber Berg und Stadt und über das
Land!

Vor dem Hause wimmert die alte La-
terne;
Am Himmel kein Schimmer von ei-
nem Sterne.

Da fühlt sich das Mädel, da fühlt sich
Der Bube
So wohl zu Hause, in heimlicher
Stube,
Und sieht beim traulichen Lampen-
schein

Vergessene Lieblingsbücher ein,
Und denkt vergnügt in seinem Sinn:
Wie gut, daß ich nicht draußen bin!

Warum immer gleich so — ?

Eine Ehehumoreske. Von F. Reicher
v. Schlicht.

Wenn man den Frauen glauben darf — und man muß ihnen ja sogar oft glauben, besonders wenn man verheiratet ist — wenn man also den Frauen glauben darf, dann sind die Frauen „nie so“, wir aber, wir bösen Männer, sind „immer gleich so“ — Die Frauen „nie“, wir Männer „immer gleich“.

Ich wollte mich an den Schreibtisch setzen, um zu arbeiten. Das heißt, von einem Wollen meinerseits konnte gar nicht die Rede sein, denn ich war eben von einer langen Sommerreise zurückgekehrt, und nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene ist der erste Tag nach den Ferien gräßlich, die Arbeit schmeckt nicht und geht nicht von der Hand und bei unsereins nicht aus dem Kopf. Aber ich mußte arbeiten, es galt ein Versprechen einzulösen, ich mußte für eine Zeitschrift einen längst zugesagten Beitrag abliefern, ich mußte arbeiten, ob mir etwas einfallen würde oder nicht.

Ich setzte mich an den Schreibtisch, aber gleich darauf stand ich wieder auf, um nachzuholen, was ich vergessen hatte: die strengste Anweisung an Alle im Haus, mich unter keinen Umständen zu hören. Nicht einmal der Goldpostbote sollte vorgelesen werden, ich wollte allein sein.

Und als ich die Mädchen instruiert hatte, wandte ich mich an meine Frau: „Nicht wahr, Betty, Du thust mir auch den Gefallen, mich heute Morgen nicht zu hören?“ Zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften meiner Frau gehört es, daß sie mich nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung niemals hört, wenn ich zu arbeiten habe. Aber wenn sie spazieren geht, klopft sie regelmäßig an meine Thür und ruft mir von draußen zu: „Ich arbeite jetzt fort, und wenn es Dir recht ist, treffen wir uns dann und dann dort und dort.“ Wenn der Himmel trügerisch aussieht, klopft sie an meine Thür und unterhält sich von draußen mit mir eine Viertelstunde und länger darüber, ob sie nicht doch lieber einen Schirm mitnehmen sollte, oder ob ich glaube, daß es nicht regnen würde. Meine Frau klopft jeden Tag aus einem anderen Grunde an meine Thür, und wenn sie nicht weiß, warum sie klopfen soll, dann klopft sie an und ruft mir zu: „Ich wollte Dir nur sagen, daß ich heute nicht bei Dir antworten werde, ich gehe jetzt fort.“

Es ist die gewissenhafte Ueberzeugung meiner Frau, daß sie mich niemals hört, und so sah sie mich auch jetzt ganz verwundert an: „Wie kommst Du nur darauf, mich zu bitten, Dich in Ruhe arbeiten zu lassen? Habe ich Dich in den drei Jahren, die wir nun verheiratet sind, bisher auch nur ein einziges Mal gestört?“ Jeder Ehemann muß an dem Hochzeitstage seiner Frau schwören, ihr stets die Wahrheit zu sagen, sie nie zu belügen und immer gegen sie so offen und ehelich zu sein, wie sie es selbst fortan gegen ihren über alles geliebten Mann sein will.

Es ist nur ein wahres Glück, daß die Frauen sehr schnell vergessen, was sie in dieser Hinsicht dem Manne versprochen haben. Das erleichtert es dem Manne ungemein, auch seinen Schwur nicht zu halten, und der Mann darf ihn auch gar nicht halten, wenn er den Frieden seiner Ehe nicht zerstören will.

So aekand ich denn meiner Frau, sie hätte mich noch nicht gestört, noch nicht ein einziges Mal, und wenn ich sie trotzdem gebeten hätte, es auch heute nicht zu thun, so wäre das nur deshalb geschehen, weil es doch im-

merhin möglich wäre, daß sie mir ausnahmsweise einmal etwas zu sagen hätte, bevor sie spazieren ginge.

Meine Frau sah mich völlig verständnislos an: „Ich begreife nicht, wie Du nur auf solche Gedanken kommen kannst. Ist das bis heute, wie Du selbst zugiebst, noch nie geschehen, dann wird es heute erst recht nicht geschehen.“

Da zog ich beruhigt von dannen, setzte mich an den Schreibtisch und wartete auf den Augenblick, in dem meine Frau bei mir antworten würde.

Aber es geschah ein Wunder, meine Frau klopfte wirklich nicht an, statt dessen stand sie aber plötzlich, ohne angeklopft zu haben, mitten in meinem Zimmer, unmittelbar neben mir. In die Arbeit versunken, hatte ich ihren Eintritt überhört, nun aber sah ich sie ganz erstaunt und mehr als erschrocken an: „Um Gotteswillen, was ist denn nur geschehen? Du zitterst ja an allen Gliedern, komm, setze Dich zu mir.“

Aber meine Frau widersprach: „Du hast zu arbeiten, da will ich Dich nicht stören, aber das muß ich Dir doch sagen: Lina hat von den wunderschönen großen Meißner Tellern wieder drei kaputt geschlagen.“

„Na, wenn schon“, versuchte ich meine Frau zu beruhigen, „hin ist hin, zerfallen ist zerfallen. Ich kaufe Dir drei andere Teller, und damit ist die Sache erledigt. Das ist doch jedenfalls kein Grund, Dich gleich so zu erregen.“

Meine Frau glaubte nicht recht gehört zu haben: „Ich soll erregt sein? Du weißt doch, im Gegensatz zu Dir, erregt ich mich nie. Ich bleibe immer ruhig, während Du bei der geringsten Veranlassung „immer gleich“ so heftig wirst. Ich erregte mich nie, am allerwenigsten über das, was die Dienstboten thun, und wenn Du mir drei neue Teller schenken willst, oder noch besser gleich neun, damit ich dann nicht nur ein halbes, sondern ein ganzes Duzend habe, brauche ich mich ja auch nicht zu ärgern, aber daß ich mich im ersten Augenblick geärgert habe, darf Dich nicht weiter verwundern.“

Der Mann, der sich bei einer Frau überhaupt noch verwundert, verdient gar nicht, daß es Frauen auf der Welt giebt. Und so verwunderte ich mich denn auch nicht weiter über die unlogische Logik meiner Frau, sondern warf nur verlohnen einen Blick auf die vor mir stehende Schreibmaschine. Ich hatte zu arbeiten, und die Zeit drängte. Aber so leise und verlohnen auch mein Blick gewesen war, meine Frau hatte ihn doch bemerkt und sagte jetzt: „Du brauchst doch nicht so ostentativ auf die Uhr zu sehen, ich gehe so wie so gleich wieder, denn ich will Dich absolut nicht stören, aber wenn ich so erregt bin, dann muß ich mich Dir gegenüber ausdrücken, ich habe doch sonst Niemanden auf der Welt.“

In stiller Ergebung faltete ich meine Hände vor dem Leib und sagte so liebevoll wie nur möglich: „Du hast recht, mache Deinem kleinen Herzen nur Luft und sprich Dich aus.“

Und meine Frau sprach sich aus, und während sie sprach, rauchte ich eine Cigarette nach der andern. Bei der dritten Cigarette war mein Bedarf an morgentlichen Tabak gestillt, aber meine Frau sprach immer noch. Immer noch.

Und die Uhr, die halb 10 gewesen war, als meine Frau in das Zimmer trat, zeigt jetzt halb 12.

Und über und leer wie die Wüste sahata lag vor mir das Manuskriptpapier, das vollgeschrieben werden sollte: die Redaktion und die Druckerei warteten.

Und meine Frau sprach sich immer noch aus.

Da fing ich plötzlich langsam, aber sicher an, nervös zu werden, ich merkte, wie die Nerven im Kopfe zuckten und schmerzten, wie in dem Schädel ein Krabbeln und Krabbeln begann, als wenn dort Ameisen herumläiefen. Die Fingerspitzen zitterten und die Füße klopften unruhig auf den Teppich.

Aber ich wollte nicht nervös werden, mit eiserner Energie zwang ich mich zur Ruhe, zwei Stunden hatte ich mich in der Gewalt gehabt, warum sollte ich mich da nicht noch zwei Stunden beherzigen können?

Und während meine Frau noch immer weiter sprach, spielte ich den „Beherrscher“. Ich selbst besiegen, ist der schwerste Sieg. Napoleon und Friedrich der Große kamen mir plötzlich wie Waisenkinder vor. Die hatten nur Andere besiegt, ich aber —

„Wie ich dann doch einfach, daß ich die Schlacht mit mir verlieren würde. Aber daran war ich nicht schuld, son-

dern nur die Uhr, die plötzlich Zwölf schlug. Was half es, daß ich sie in der ingrimmigen Wuth, die über mich kam, mit aller Gewalt gegen die Wand warf — sie hatte doch schon Zwölf geschlagen.“

Und dann sprach ich mich aus. Alles, was sich in den letzten 2½ Stunden in mir angesammelt hatte, mußte herunter von der Seele, wenn ich nicht ersticken wollte.

2½ Stunden sind eine lange Zeit, da kann sich viel Explosionsstoff bilden, und die Spannung wird um so größer, je länger man den Augenblick der Entladung hinausschiebt.

2½ Stunden hatte ich mich beherrscht, das sind 150 Sekunden oder 9000 Sekunden. Aber als ich dann endlich mit einem lauten Knall erplöbte, da sah meine Frau mich mit ihren großen blauen Kinderaugen, in denen Thränen schimmerten, auf den Tod erschrocken an, und mit einer Stimme, der man es deutlich anhöre, daß sie mich wirklich nicht verstanden, rief sie mir zu: „Ich begreife Dich nicht, wie kommst Du nur „immer gleich so“ heftig sein?“

Kranichschnabel und Ochsenmaul.

Eine historische Anekdote von Schuh-
Moden von Dr. Paul Landau.

Kranichschnabel und Ochsenmaul! — mit diesen beiden Namen bezeichnete das 15. Jahrhundert die größten Exzente der Schuhform, die gegen Ende dieses Säkulums eine kurze Zeit sich den Rang freitig machten, bis das breite „Ochsenmaul“ den so lange hindurch angebeteten „Kranichschnabel“ völlig unter das altmodische Gerümpel verdrängte. Und liegen in diesen beiden Worten nicht auch in der Gegenwart die Gegensätze der Schuh-Moden leuchtend vor? Wer fragt heute noch nach der langen scharfen Spitze des Stiefels, mit der vor wenig Jahren das „Vigilet“ hand und fuß, nachdem nun das schwere breite Vorderbeil des „American Shoe“ seinen Siegeszug durch Europa angetreten hat? Und doch droht über kurz oder lang auch diesem „Ochsenmaul“ aus dem Lande der Yankee das Ende. Schon jetzt wird die Schuhform schlanker und spitzer. Wer weiß, ob nicht bald wieder die Zeit des „schmalen Schnabels“ gekommen ist? Aber die große Modefrage ist ja überhaupt nicht mehr in dem Maße eine Schuhfrage, wie in den Zeiten des Ritterschums und des Rokoko, in den klassischen Epochen der langen, sich fest anschließenden „Weinlings“ und des „Stiefelschuh“. Unser Schuh ist ein schlichtes, zweckmäßiges Kind der Straße und des Sports geworden, ist nicht wie einst ein reichgeschmücktes Symbol, verklärt von Poesie und Sitte, kein eleganter, verwöhnter Liebling des Salons. Nicht mehr bringt man, wie vor Zeiten der Germanen, den Schuh als treues Unterpfand eines innigen Verhältnisses der Geliebten dar, nicht mehr ziert der Schuh das Wappenschild eines alten Rittergeschlechts als Zeichen von Recht und Eigentum, wird der altväterische Bundschuh zum sinnfälligen Ausdruck einer gewaltigen sozialen Bewegung, wie während der Bauernkriege der Reformationszeit.

Der erste Mensch — die Dichter meinen, es sei eine Frau gewesen —, der sich zum Schuhe gegen Dornen, Steine und heißen Sand ein Stüd Thierleder unter die nackten Sohlen band, ist von der poetischen Legende verherlicht worden. Die Sandale entstand jedenfalls aus dieser Urform des Schuhs; sie ist in der Gestalt der „getümmten Sandale“, deren nach außen vorn umgebogene Sohle auch den Zehen Schuh gewährte, bei allen Kulturvölkern des Alterthums vorhanden. Daneben erscheinen schon bei den Ägyptern Schuhe und Stiefel, grün gefärbt, mit zierlich geschnittenen Schnürriemen versehen, auf den Sohlen mit Ziegenbarn, erlesene Schmutzstücke, deren Reize die Orientalen besonders durchgeföhrt, denn auch im Alten Testament finden wir die Freude an den schönen Schuhen deutlich ausgeprägt. Das Ansehen, das bei Griechen und Römern die Schuhmacher besaßen, läßt auf eine gleiche Hochschätzung schließen. Die Hellenen kannten bereits Schuhmoden, bei denen luxuriöse Schmutzformen, Arabesken, Stidereien, Spannen, Kamen u. s. w. die Fußbekleidung vierzierten. Im allgemeinen aber blieb dort im Altertum die einfach natürliche Sandale, die die edle Gestalt des Fußes, das seine Spiel der Muskeln zu bewundern erlaubte, vorherrschend; wie herrlich sich in solch zwanglos freier Hülle die natürliche Bildung entfalten, schauen wir noch heute staunend an den antiken Statuen.

Im Gegensatz zu selch geklärteren Formen des Kulturmenschen stand der Schuh des Barbaren, der dem Römer fremdartig und sonderbar erschien. Der früheste germanische Schuh, der uns erhalten ist, stammt aus vorrömischer Zeit und fand sich an einer Leiche, die aus dem Torfgrund der ostfriesischen Gemeinde Egel gehoben wurde. Dieser aus einem einzigen Lederstück geschnittene Schuh hatte auf dem Spann einen Ausschnitt, dessen eine Langseite in einige Lapschen mit Schlitzen zertheilt war, während die andere mit Reihen von hübschen Stern- und sonstigen Mustern durchbrochen und mit Riemen besetzt war. Es ist der Typus des allen germanischen Stämmen gemeinsamen Bundschuhs, wie er wiederholt in Torfmooren aufgefunden, bei dem die Riemen durch die gegenüberliegenden Lapschen gezogen und über dem Spann mit vielfachen Verwicklungen zusammengeknüpft werden. So einfach diese Fußbekleidung auch war, gehaltete sie doch mancherlei Schmuck in bunter Färbung und Vergoldung, in eingepreßten oder eingeschnittenen Ornamenten. Aus der Merowingerzeit sind uns ein paar sehr schöne Bundschuhe erhalten, die in einem Torfmoore bei Friedeburg in Ostfriesland die Füße eines Stellets geschmückt haben. „Die Tracht der Franken“, berichtet der „Mönch von St. Gallen“, „bestand in Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren“. Allmählich treten nun neben diesen niedrigen, breiten, altväterischen Bundschuh modernere elegantere Formen, die bis zum Knöchel hinaufreichten, sich nach vorn mächtig aufstülpten und einen neuen Gesinnung, ein neues Gefühl für die Schönheit des Fußes anzeigten. Die Aera des Schnabelschuhs bereitete sich langsam vor.

Mit dem Geist des Ritterthums und dem der beginnenden Gotik drang die Liebe zum Schlanen, zum Spitzigen, zur Eleganz und zur starken Betonung aller Körperformen in die Tracht ein und gestaltete auch den Schuh von Grund aus um. Wer es war, der die Welt mit den „Schnabelschuhen“ beglückte? Die Legende kündigt von dem Grafen Falco von Anjou, der ums Jahr 1087 lebte und ein wackerer Held und Ritter war. Seine große Ansehung aber bestand darin, daß er mißgeformte Füße hatte, und um nun seine „Frostballen“ oder besonders riesigen Hüneraugen zu verbergen, ließ er sich lange, vorn ganz spitze Schuhe machen. Der ganze Modestil dränote freilich auf diese Mode hin. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts tauchte sie unter dem üppigen normannischen Adel auf und wurde von ihnen nach England gebracht. Ein Danby vom Hofe des anglonormannischen Königs Wilhelm des Roten, Robertus, kam zuerst auf den ingeniösen Einfall, die langen Schnäbel mit Werg auszufüllen und wie ein Widerhorn zu krümmen, weshalb er den Beinamen „Der Gehörnte“ erhielt. Diese tolle Erfindung verbreitete sich im ganzen westlichen Europa. Die „Pigaschen“, die gleich Störpennschwänzen aus den Schuhen herausstachen, gackten als besonders Abzeichen von Ehrenhaftigkeit und Männlichkeit. In Deutschland fanden sie zunächst nur wenig Aufnahme; hier erfreute man sich an hohen oetknüpften Stiefeln aus rothem od. violettbraunem Leder, wie sie auf den Miniaturen des „Horlus deliciarum“ die Gestalt der Puffschuh trägt, an leichten Sommerchuhen aus buntem Stoff mit farbigen Spitzen und an warmen Winterchuhen mit Pelzverbrämung. Erst als gegen Ende des 13. Jahrhunderts die vorher kurze Zeit ausgegebenen „Kranichschnäbel“ wieder, diesmal von Polen aus, ihren Siegeszug durch die Kulturwelt hielten, huldigte man auch in Deutschland diesen sogenannten „Kradauern“. Nun gehörte es bald zum guten Ton, die Spitzen der Schuhe oder der stumpsartigen besetzten „Weinlinge“ um mehrere Zoll über die Zehen hinaus zu verlängern. Im 14. Jahrhundert regelten Verordnungen die Länge des Schnabels bei den einzelnen Ständen: Könige und Fürsten durften sich Schnäbel von drei bis sechs Fuß Länge gestatten, der hohe Adel mußte sich mit zwei Fuß begnügen, die Herren und Ritter trugen Schnäbel von einem Fuß, die Bürger von einem halben Fuß Länge. Die Schuhe strahlten in bunten Farben, und zwar jeber in einer verschiedenen, der eine grün, der andere roth usw. Bald gingen die Schnäbel schlaf herunter und schlenkerten beim Gehen grotesk umher, bald waren sie durch Fischbein steif gemacht, mit einer klingenden Schelle betönt, gezähnt oder durch ein zierliches Metallchen am Rnie befestigt und so in

einer schönen Krümmung festgehalten. Da man mit diesen riesigen Auswüchsen oder Schwänzen nur mühsam gehen konnte, kam man auf den Gedanken, die Schuhe mit Unterschuhen zu versehen; das waren hohe Holzsohlen, auf die die eigentlichen Schuhe festgenagelt wurden.

In dieser Hochblüthe des „Kranichschnabels“, im 15. Jahrhundert, tritt nun der Damenschuh selbständiger hervor. Zunächst war die weibliche Fußbekleidung von der männlichen nicht verschieden gewesen. Die Frauen hatten gar kein Interesse an der Verschönerung des Schuhs, denn er war unter den weiten Gewändern nicht zu sehen; es galt für einen argen Verstoß gegen die Sitte, den Fuß zu zeigen. In der Epoche der Minnesänger, da man die Schönheit der Frauen mit offenen Sinnen zu schauen und zu preisen anfang, ward das anders. Die Grazie eines schlanken Schuhs, eines feinen Knöchels entzückte die Männer, die als ihr Ideal einen kleinen, aber hoch gebogenen Fuß aufstellten; die Höhlung unten in der Fußsohle sollte so hoch sein, daß ein Zeigfing darin Platz haben konnte. Die Kunst des Schuhmachers war daher hoch begehrt. So richteten sich denn in gleicher Weise gegen beide Geschlechter die Verbot- und Strafpredigten gegen die Schnabelschäbel, die im 14. und 15. Jahrhundert im strengsten und im klagendsten Ton laut wurden.

Da die Mode nun einmal das Umschlagen von einem Extrem in das andere liebt, so ließ sie ziemlich plötzlich, gegen Ende des 15. Jahrhunderts, an Stelle des Kranichschnabels den breiten „Entenschnabel“ treten, dem dann die plumpen ungefügen Vorderbeilchen an den sogenannten „Kuh- oder Ochsenmäulern“, auch „Lärenklauen“ genannt, folgten. Konservativ-Gemüther weinten den Schnabelschuhen manche Träne nach, und wir begegnen in den Streitschriften der Reformationszeit wiederholt der sprichwörtlichen Redensart: ja, damals sei die goldene Zeit auf Erden gewesen, da man Schnäbel an den Schuhen trug. Zu der ungebunden freien Epoche der Renaissance paßte nicht mehr diese groteske, den Fuß einschränkende Kleidung; man wollte sich ungeniert und bequem bewegen können in dieser weit ausschreitenden und grobianisch zügellosen Aera, und dem gibt der Schuh Ausdruck, mit seiner niedrigen, offenen, schlappenden Form und den breiten Klappen an Zehen und Ferse. Als Schmutzbräute der tede Landstrecktsinn, wie in der ganzen Kleidung, farbige unterbaufachte Schliche in Aufnahme, die bunt aus dem Leder hervorquollen. Mit Samt und mit Seide ward der Schuh abgetupft, mit Silber gestiftet und beschlagen. Das Symbol der reitelustigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde dann der Schaffstiel, der zu einer eleganten Manschette umgestaltet war, um die wieder bei vornehmen Herren ein grazioses Gewirr von Spigen, Füll und Band sich legte. Auch die Damen garnierten ihre Schuhe mit Spigen und ließen aus dem gefälligen Leder Samet und Seide hervorleuchten, aber bald erforderte sie ihren neuen Triumph der Schußwede: den hohen Absatz, den Haden — den Stedelschuh!

Hohe Unterfüße aus Holz waren zuerst bei den Unterschuhen der Kranichschäbel, den sogenannten „Kranichspigen“, aufgetreten. Die Frauen bekleideten solche biden Sohlen an den Pantoffeln bei. Aber der hohe Absatz erscheint in der Mode erst häufiger in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Wunsch, ihrer Länge eine Elle zuzufügen, ließ die Frauen, nachdem die bornartigen Riesenfrisuren erschöpft waren, den Versuch „von unten her“ wagen. Die schöne, aber kleine Gebrüster d' Estrées soll die ersten Einlagen in den Schuhen getragen haben. Die Absätze werden im 17. Jahrhundert immer höher, immer schmaler, immer spitzer; sie erheben sich um 1650 3 bis 4 Zoll über die Erde u. prangen in einem starken auffallenden Roth. Dieser „Stedelschuh“ ist ein mysteriöses Kunstwerk, zu dessen Herstellung der Schuster sich mit dem Absatzmacher vereinigt. Als Schmutz dient zunächst die breite Bandsohle und dann die erst nur den Abbe's eingeräumte Schalle, die immer größer und kostbarer wird, je kleiner und niedriger der Schuh ist. Mit einer entzündenden Unscholffenheit und loteter Hingebung bewegt sich die Notodame im „Stedelschuh“, doch auf der Straße gleicht sie, mit den breiten Flügelalteln ihres Mantels einem großen, unsicher schwankenden Vogel und kommt, auf einer zierlichen Stod gestützt, weit nach vorn gebückt, nur langsam und mit Anstrengung vorwärts. Trotdem läßt die Frau lange nicht von diesem ungemessenen Marterwerkzeug.

Aber endlich stirbt auch die in bunten Stidereien und funkelnden Edelsteinen prangende Kaprice des Stedelschuhes dahin. An Stelle der heiteren Farbigeit der Schuhe beginnt im 18. Jahrhundert das blante Schwarz der Wische zu treten. Schon seit dem 10. Jahrhundert hatte man die Schuhe mit Wachs und Ölfett behandelt, mit schwarzen Farbstoffen gefärbt; jetzt wird die blante Wische modern. Ungezwungene, zweckmäßige Formen des Schuhs treten in der Zeit Rousseaus auf. Um 1790 ist der Modenschuh ein leichter offener Pantoffel; die Herzogin von Jert, die wegen ihres schönen Fußes berühmt war, soll ihn eingeführt haben. Die Revolution nimmt ihn begeistert auf. Der Schuh wird nun ganz flach; er hat keinen Absatz, eine Sohle, so leicht wie ein Blumenblatt, keine Schalle. Und aus dieser Schlichtheit führt er dann im 19. Jahrhundert zu neuen Formen herbor, die doch nur wieder die alten sind, sich zwischen den ewigen Gegensätzen der Schuhmode bewegen, zwischen hohen Absätzen und ganz flacher Sohle, zwischen spigen und breitem Vorderbeil, zwischen Stedelschuh und Pantoffel, zwischen Kranichschnabel und Ochsenmaul!

Das Habelied von der Orthographie.

Wohl ist schon manches Lied erklungen,
Doch wer hat je sich aufgerafft
Und ein gebührend Lob gesungen
Der orthographischen Wissenschaft?
Bedenkt, wieviel vergnügte Stunden
Die Theure uns bereitet hat,
Und daß wir ihr zu Dank verbunden,
Sei's jung, sei's alt, in Dorf und Stadt.

Sie leitet hin zum Pfad der Tugend
Bereit der Kindheit Publitum;
Ich übte sie seit früh'her Jugend
Und — lerne sie schon dreimal um.
Einst schrieb der Klügste selbst „all-
mälig“,
Drauf schrieb „allmälich“ Jever-
mann,

Und „seelig“ ist man jetzt — nein
„selig!“ —

Daß man „allmälich“ schreiben kann,
Einst schrieb man mit i — „studie-
ren“.

Dann ward eine Zeitlang bloß
„studirt“,
Jetzt prangt das e auf's neu' im
„ieren“,

Bis ...? Bis sich's wieder 'mal
verliert.

Sonst „that“ mit dem th man
„Thaten“,

Doch Duden „tut“ das h hinaus;
Und „Ton“ ist „Zon“, ob man So-
naten,

Ob man 'nen Kochtopf macht daraus,
Die „Waare“ schuf man um zur
„Ware“,

Kein C kommt im „Konzert“ mehr
vor,
Den „Czar“ vereinfacht man zum
„Zare“,

Und Niemand weiß recht, was ein
„Zor“.

Dies und noch and're Wunderdinge
Hat uns die Rechtschreibung geschenkt,
Werb, daß man traußvoll sie besinge,
Bis man den Rehtlopf sich verrenkt,
Nur leider, leider giebt's noch Fragen,
Da packt mich an des Zweifels Weh,
Denn ach, kein Lehrbuch kann mir
sagen:

Trink' „Thee“ ich? oder trink' ich
„Tee“?

Vergeßlich ring' ich auch die Hände,
Ob „Quai“ das richt'ge ist, ob „Kai“,
Und warum weiches „Brot“ am Ende
Mit hartem t zu schreiben sei.

Auchfahr' ich oft mir in die Haare:
Schreib' ich „Gouvert“ mit G, mit K?
Ist „Sofa“ mit dem f das Wahre?
Sitzt sich's bequemer mit ph?
Doch mag dem sein auch, wie ihm
wolle,

Ob noch soviel d'ran nebelhaft,
Es lebe hoch die wundervolle,
Die orthographische Wissenschaft!
Ebdin Vormann
(in den „Fliegenden Blättern“.)

Kleines Mißverständnis.

Frij: „Sag' mal, Mama, geht un-
ser Dienstmädchen noch in die Schule?“
Mutter: „Nein. Wie kommst du
denn zu dieser Frage?“

Frij: „Weil Papa gestern, wie er
mit ihr allein war, sagte: Aber, Lina,
daß Du mir nicht aus der „Schule
schwagest!““

Beweis.

Vater: „Nee, nee — schlag' Dir den
Jüngling nur aus dem Kopf; der hat
mir für sein beschebenes Eintommen
zu kostspielige Passionen!“

Tochter: „Nicht, das ich wüßte! So
nenne mir doch eine!“

Vater: „Seine Passion für Dich!“